Zwei Reden

am 3. August und am 14. Oktober

1840

in dem Prüfungs-Saale des Gymnasiums zu Ratibor

gesprochen

von

Dr. E. Müller.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rede zum Gedächtnisse Sr. Majestät des hochseligen Königs Friedrichs Wilhelms des Dritten.

Verehrte und geliebte Anwesende!

Sonst wenn wir uns, Lehrer so wie Schüler, wieder zusammenfanden in diesen Räumen nach den der Erholung gewidmeten Tagen der heißen Sommerzeit, da war es ein heitres, ein erhebendes Fest, durch dessen Feier wir uns weihten zu unserem neu zu beginnenden Tagewerk, es war der Geburtstag des geliebten Landesvaters, des erhabenen Gründers auch dieser Stätte höherer Geistesbildung, der mit seiner Festeslust den freundlichsten Uebergang von der Zeit der Ruhe zu neuer Thätigkeit bildete. Wie anders heut. Zwar Er, der so oft von uns gefeierte, ist es auch heut, mit dem sich unsere Gedanken beschäftigen, dem diese Stunde geweiht ist. Aber nicht mehr der unsere ist er, den wir feiern, nicht mehr einer der Lebenden, nicht mehr unser König, kein König, keine irdische Krone trägt er, er ist bei Gott. Kein lachendes, kein geräuschvolles Fest daher haben wir heut zu begehen, eine stille und wehmüthige Feier ist es, zu der wir uns versammeln. Mir, der ich dem Lebenden an diesem Tage vor einem weiteren Kreise Wünsche und Gelübde in unser Aller Namen dargebracht haben würde, sei es nun erlaubt vor dieser kleineren, aber vertrauteren Zahl schlichte Worte des Dankes und der Verehrung zu sprechen zum Andenken des Dahingeschiedenen. Und warum sollte ich nicht, nun, da er, getrennt von uns, keine irdische Macht mehr übt, alles das Schöne und Herrliche ohne Rückhalt hervorheben und preisen, was an dem lebenden Fürsten gemäßigter zu rühmen liebt, wer den Vorwurf niedriger Schmeichelei auf sich zu laden mehr als Alles scheut.

Einen guten Fürsten, einen wahren Vater haben wir verloren, — so klagten Millionen von der Memel bis zum Rhein, als zuerst die traurige Botschaft von seinem Scheiden erscholl, einen guten Fürsten, einen wahren Vater haben wir verloren, so drängt es auch heut uns von Neuem zu klagen an dem einem Jeden von uns gewiß ewig theuren Tage,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an welchem Gott vor siebzig Jahren ihn, den er nun zu sich genommen, in's Leben gerufen und seinem Volke geschenkt hatte.

Und wie gerecht, wie wohlbegründet sind diese Klagen, wie wohlverdient die Liebe, die sie uns auspreßt, wie wenig darf er es fürchten, der hohe Abgeschiedene, das helle Licht der schärfsten Prüfung, vor dem so mancher Glanz, jeder falsche Schimmer zuletzt erbleicht, von wie echter Art, wie lauter und gediegen war die stille Größe, die bescheidene Tugend, die Friedrich Wilhelm dem Dritten die Unsterblichkeit sichert.

Die Unsterblichkeit sichert, nicht bloß jene irdische, die hohlere, wesenlosere des Nachruhms, so wie die wahrhaftigere, gehaltreichere des lebendigen Fortwirkens in den Früchten seiner Werke und Thaten, nein auch die über Alles wichtige himmlische, ein höheres Leben in der Gemeinschaft seliger Geister, im näheren Dienste und in der vollkommeneren Anbetung Gottes. Oder wie, dürften wir vielleicht auch Ihm wie so manchem von der Welt hochgepriesenen Helden und Fürsten doch nur mit scheuen und zagenden Blicken in jene Welt nachfolgen, war es vielleicht doch auch bei Ihm eine mehr irdische, nicht rein aus dem Urquell alles Guten, aus Gott entsprungene Tugend, deren Glorie auf Erden Ihn umstrahlte, so daß im Genusse der höchsten Seligkeit, welche der Himmel den ihn bewohnenden Geistern bietet, des Anschauens, der reineren und vollkommeneren Erkenntniß Gottes, wir uns Ihn doch noch nicht zu denken hätten? O wie sollte ich fürchten, daß in irgendeinem der hier Anwesenden, daß überhaupt in irgendjemanden, der auch nur die oberflächlichste Kunde von dem Leben und den Thaten des Verstorbenen empfangen, solche Zweifel und Bedenken rege werden könnten. Nein, daß wir einen frommen König verloren haben, wagt niemand zu läugnen. Seine Frömmigkeit bezeugte sein Leben, sie bezeugte sein Sterben, sie bezeugt sein dreizehn Jahre vor seinem Tode von ihm aufgezeichneter lezter Wille, den der erhabene, geisteskräftige Sohn des edelsten Vaters großsinnig der Oeffentlichkeit zu übergeben kein Bedenken trug.

Diesen lezten Willen des frommen Königs, aus dem sein ganzes Herz spricht, vergönne mir die verehrte und theure Versammlung, vor der zu reden mir der Auftrag ward, zur Erhöhung der ernsten und feierlichen Stimmung, welche die Feier dieses Tages schon an sich in uns erweckt, jezt vorzulesen, worauf ich in kurzen Worten nachzuweisen mich bemühen werde, wie vornehmlich in den von dem Dahingeschiedenen selbst zur Ueberschrift desselben gewählten schönen Worten „meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott" seine ganze erhabene Sinnesart auf das Klarste sich ausspricht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Einen der ernstesten und wichtigsten Momente des menschlichen Lebens vergegenwärtigen wir uns ohne Zweifel, wenn wir auf die einsamen Stunden unsere Blicke richten, in welchen der sterbliche Mensch, ganz erfüllt von dem Gedanken seiner Sterblichkeit, seinen lezten Willen aufzeichnet. Es ist dies ein Vorausnehmen des Sterbens, ein Vorsterben, ja das Sterben selbst, in wie weit es ein innerlicher, ein geistiger Vorgang ist, in der Lossagung des Gemüthes von allem Irdischen, dem Abschiede von Allem, was hier uns werth und theuer war, in der Abwendung der Seele von dieser Welt, der Hinwendung auf ein Jenseits, besteht. Dieß ist, glaube ich, diese Stunde für jeden tiefer Denkenden und Fühlenden, und einen weit herberen Kelch gewiß reicht sie so Manchem, als der Moment des Sterbens selbst, der meist in der physischen Schwäche des Sterbenden, ja selbst in den Schmerzen des Körpers, insofern sie gebieterisch für sich alle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, in der Verdunkelung des Bewußtseins ferner, die in diesen lezten Augenblicken so oft eintritt, eine wohlthätige Linderung der Seelen-Leiden und Kämpfe in Bereitschaft hält. Aber diese für einen Jeden so ernsten Stunden müssen sie nicht einen noch höheren und feierlicheren Ernst als jedem Anderen einem Könige zeigen, der theils mehr auf Erden zurückläßt, theils auf viel weitere Kreise wirkte und eben deßhalb einer schwereren Verantwortung entgegengeht als irgend ein anderer Sterblicher?

Gewiß, wem die Erde viel bot, für den ist es schwer zu scheiden von der Erde, wem Gott Großes hier anvertraute, von wem er Großes zu fordern hat, der muß ihm mit größerer Bangigkeit entgegensehen dem entscheidenden Augenblicke, wo er Rechenschaft abzulegen hat von seinen Thaten. Um so höherer Bewunderung ist er werth der Mächtige dieser Welt, der, den Blick auf Tod und Ewigkeit gerichtet, doch weder klaget noch zagt, nicht klagt um das, was er aufgibt, nicht zagt vor dem, was seiner wartet, und nur wenige gibt es unter den Großen dieser Erde, die so auch in diesem bangen und erschütternden Augenblicke, wo die Seele nur sich hat und Gott, den ewigen Richter, ihre Größe bewährten.

Einer dieser Wenigen aber warst Du, Du guter, frommer König, um den heut von Neuem unsere Seele klagt. Unwidersprechlich bezeugen das die so eben von uns vernommenen Worte, die uns einen tiefen Blick in Deine Seele in jenem feierlichen Momente, dessen hohe Bedeutung wir uns jezt näher zu rücken suchten, eröffnen, unwidersprechlich vor Allem der brünstige Seufzer, in den sich da zuerst Deine Seele ergoß „mein Leben mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott".

„Mein Leben mit Unruhe", fürwahr ein beherzigungswerthes und bedeutungvolles Wort in dem Munde eines Königes, eines der irdischen Götter, wie die heilige Schrift sie

nennt, von denen so Manche glauben, daß vor lauter Lust und Herrlichkeit ernste und trübe Gedanken in ihrer Seele gar nicht Wurzel zu fassen vermöchten. Gewiß, der dieß Wort sprach, der so die Summe seines Lebens zog, er kannte den Schmerz, er hat gekämpft und gelitten gleich dem niedrigsten unter seinen Brüdern. Die Unruhe aber von der er spricht, war doppelter Art, theils durch bestimmte äußere Ereignisse herbeigeführt, theils in seiner Denkweise und Sinnesart, in der Ansicht, die er von seinem Berufe und seiner Würde als König hatte, gegründet. Die großen Begebenheiten nun, welche von außen her die Ruhe des guten Fürsten, der bei allem angestammten Heldenmuthe doch der Unruhe, dem Unfrieden und Streit so abhold war, untergruben und zerstörten, brauche ich ihrer wohl hier erst besonders zu erwähnen, leben sie nicht ohne dieß in dem Gedächtnisse Aller? Hiervon also nur wenige Worte.

Wie? wer empfand es wohl tiefer das Leid wie die Schmach jener Unglücksjahre, die das durch Friedrich den Einzigen zu so kühner Höhe emporgehobene Preußen danieder geworfen, ja daniedergetreten sahen in den Staub von dem übermüthigsten der Söhne des Glücks, wer wachte mit treuerer und ängstlicherer Sorge für die Erhaltung, die Neubelebung des so schwer verwundeten, so grausam verstümmelten und zerrissenen Staatskörpers in den denkwürdigen eine neue Zeit vorbereitenden Jahren, die auf jenen traurigen Sturz folgten, wer sah in unruhvollerer Spannung entgegen den Erfolgen der nun beginnenden Heldenkämpfe, theilte in unruhvollerer Spannung ihren Ruhm und ihre Gefahren, als eben Er, der hohe Dahingeschiedene? Und er hätte nicht Recht, wenn er sein Leben als ein unruhvolles bezeichnet? O gewiß, ein gefüllteres Maß des Leidens, der Mühe und der Unruhe ist nicht leicht auf einen Sterblichen geschüttet worden, als auf Friedrich Wilhelm den Dritten in den schicksalsvollen Jahren von 1805 bis 1815, Jahren, die zu den Schmerzen des Königs noch hinzuhäuften die wohl noch herberen des Gatten, die eben da, als ihm so bange war nach Trost, seinen süßesten Trost ihm raubten, den Trost seiner Augen und seines Herzens, die herrliche Königin, die durch siebzehn Jahre der zärtlichsten, der treuesten ehelichen Liebe ihm das Theuerste, was er auf Erden kannte, gewesen war. Da war ein trüber, kummervoller Ernst der vorherrschende Ausdruck seiner Züge, er hatte kein Lächeln mehr. Diese Prüfungen nun vergegenwärtigten sich ohne Zweifel seiner Seele in jenem Momente, als er, des Endes gedenkend, einen ernsten Scheideblick warf auf das Leben, und gewiß sie vor Allem waren es, die ihn zu dem Ausrufe „mein Leben voll Unruhe" vermochten. Sie vor Allem, aber sicher nicht allein, denn sein ganzes Leben, nicht einen Theil desselben, nannte er ein unruhvolles in einer Stunde, wo man nicht mit Worten scherzt. Und o wie wichtig sind uns eben deßhalb diese Worte, welch ein schönes

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zeugniß für die freilich auch ohne dieß feststehende Trefflichkeit seines Sinnes und Charakters enthalten sie in sich. Sein ganzes Leben, auch die scheinbar weit ruhigeren Jahre desselben mit eingerechnet, nannte er ein Leben voll Unruhe, und es war dieß, weil er ein redlicher, ein gewissenhafter, ein frommer Fürst, weil er er selbst war. Denn freilich, ein träger Fürst schläft auf seinem Throne in den Zeiten des Friedens, wo kein Waffenlärm ihn stört, ein leichtsinniger und genußsüchtiger Fürst wähnt nur, um das vollste Maß sinnlicher Lust zu leeren, Fürst zu sein, und der Erste unter den Genießenden seines Landes ist er der Lezte unter den Arbeitenden; aber ein gewissenhafter, ein frommer Fürst verschläft und vergeudet sie nicht die von Gott zu so ernstem Werke ihm geliehenen Tage, er weiß es, daß über Viele herrschen so viel ist als Vielen dienen, daß die Fürsten gleich sind den Engeln Gottes, die, obwohl höhere Geister, doch von Gott verordnet sind zum Dienste seiner Gläubigen. Da empfindet er es aber auch natürlich noch weit deutlicher und lebhafter als irgend ein Anderer, daß die treueste Begleiterin, die der Mensch hat, die Sorge ist, und nur seltene Momente sind es, in denen die Süßigkeit stillen Friedens, ungetrübter Heiterkeit, die ein von engeren Gränzen umschriebenes Dasein uns noch gar manches Mal genießen läßt, auch Ihm, der das Schicksal von Millionen in seinem Herzen trägt, zu schmecken vergönnt ist. Doch so klar es auch an sich ist, daß von eines gewissenhaften Fürsten Leben in der That das gelte, was wir von ihm behauptet haben, immer fürchte ich noch, daß viele unter Euch, geliebte Schüler, noch allzu unbekannt mit dem wirklichen Leben und seinen Verhältnissen und deßhalb nur nach dem äußern Scheine urtheilend, meinen Worten dessen ungeachtet keinen vollen Glauben beimessen werden, daß sie sich von der bei der unkundigen Menge herrschenden Vorstellung, als ob das Leben der Großen, der Könige und Monarchen, bei der Fülle von Genüssen, die sich ihnen darbieten, der Masse von Dienern und Vollstreckern ihres Willens, die ihnen zu Gebote stehen, doch nicht so mühe- und unruhvoll sein könne, noch nicht ganz werden losmachen können. Und doch brauchtet Ihr, die ihr so wenig begreifen könnt, wie Sorge und Unruhe auch in die schimmernden Paläste der Fürsten Zugang finden können, nur Eins zu bedenken, ihr brauchtet euch bloß im Geiste zu versetzen in die Nähe eines redlichen Fürsten in den schweren Augenblicken, wo ein Todesurtheil ihm zur Unterschrift vorgelegt worden ist, wo ein Zug seiner Hand tödten oder neubeleben kann. Solche Augenblicke eines Fürstenlebens vergegenwärtigt euch oder die noch wichtigeren, verhängnißvolleren, wo tausende von Menschenleben ein Wort aus seinem Munde dem Untergange überliefern soll, wenn die Frage vorliegt, ob unerträgliche Mißhandlungen eines mächtigen und übermüthigen Nachbarn fernerhin erduldet oder durch Gewalt der Waffen abgewehrt werden sollen, in solche Augenblicke des Lebens eines redlichen

Regenten versezt euch, und gewiß ihr werdet wenigstens öfter wiederkehrende Zeitpunkte, Stunden und Tage der bängsten Seelenkämpfe aus dem Leben solcher Fürsten nicht mehr hinwegläugnen wollen. Nun mögen freilich auch in manches sonst redlichen und gewissenhaften Fürsten Seele diese beunruhigenden Gedanken und Gefühle leicht in den Hintergrund gedrängt werden durch Empfindungen entgegengesezter Art, durch die Freude an dem Glanze, welcher Throne umgibt, an der unumschränkten Machtvollkommenheit des Gebietens, die es Fürsten möglich macht fast alle ihre Wünsche schnell verwirklicht zu sehn, an den Zeichen der Demuth und der Unterwürfigkeit, der tiefen Verehrung, die viele Tausende, ja Millionen ihnen widmen; aber, was für ein stolzes und ehrgeiziges Gemüth allerdings einen hohen Reiz haben mag, vermochte dieß auch Ihn zu reizen und zu befriedigen, den tugendhaftesten der Könige? Nein, dieß vermochte es nicht, sein gediegenes Urtheil, sein echtchristlicher Sinn ließ ihn nie am leeren Scheine sich vergnügen, nach Eitelem haschen, die Verlockungen der Prunksucht, der Ehrsucht und Herrschsucht übten über ihn keine Macht. Aber ein Gegenmittel kannte allerdings auch er gegen die Leiden dieser Welt, ein Quell war ihm bewußt, aus dem die Seele Stärkung schöpft in jeder Noth. Er nennt es uns selbst dieses Mittel, es weiset uns diesen Quell, denn auch dieß Wort sprach er „meine Hoffnung in Gott". Das war das strahlende Licht, dessen fröhlicher Schein auch in der schwärzesten Nacht ihn nicht verzagen, nicht rathlos in der Irre gehen ließ, das auch des Grabes Finsterniß ihm erhellte und das dunkle Jenseits mit seinem Schimmer durchdrang, daß, wenn ihm allzubange war vor dem Richter auf ewigem Thron, der allein recht richtet und von einem Jeden fordert nach dem Maße dessen, was er ihm geliehen, ein erquickender Gnadenblick von oben her sein lechzendes Auge traf und in dem Könige der Könige auch der Könige Vater ihn erkennen ließ. Dann war voll Freude sein Herz und voll edelem Stolz und ruhig säete er weiter ein Sämann auf weitem Land, vertrauend auf Gott, daß zu ewiger Frucht er reife die irdische Saat. So, gütiger König, Du mit himmlischen Kräften ein freundlicher Engel jezt, hast Du auch hier einst liebreich gesät und gepflanzt, Dank Dir auch dafür, und fröhlich gedeihe die Saat. Du aber wachse in besseren Zonen empor zu der ewigen Jünglinge Götterkraft; und in Ihn, den geliebten Sohn, der jezt auf Erden König heißt, ergieße in reichlichen Strömen sich Geist von Deinem und Friedrichs Geist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des jetzt regierenden Königs Friedrichs Wilhelms des Vierten.

Ein ganz anderes Fest als das zulezt von uns in diesen Räumen gefeierte vereinigt uns heut, verehrte Anwesende. Nicht ein Fest der Trauer, nein, lichte und fröhliche Gedanken drängen sich heut aus dem Innersten der Seele empor ans Tageslicht, und jauchzende Jubeltöne, nicht mehr dumpfe Klagetöne sind es, die jezt überall unser Ohr treffen. Welch widerstreitende Empfindungen, wie vermag ein Menschenherz in so kurzer Frist so Widersprechendes aus sich zu erzeugen oder auch nur in sich aufzunehmen, zu hegen und zu pflegen, ohne zu erliegen in dem Kampfe der Gefühle? Doch nur Wenige mag es geben in dieser so zahlreichen Versammlung, die nicht noch schreiendere Contraste schon in ihrem Leben zu vereinigen gehabt und auch zu vereinigen gewußt hätten, denen nicht herbes Leid und süße Freude oft schon Hand in Hand entgegen getreten wären, denen nicht den Taumelkelch der Lust oft plötzlich, da sie ihn eben an ihre Lippen setzen wollten, unversehens hineinfallende Schmerzenstropfen vergiftet oder auch umgekehrt den bittern Leidenskelch Tropfen erquickender Freude versüßt hätten. Denn unserem gemeinsamen Schmerz, wie wir vor drittehalb Monaten ihn gegen einander aussprachen, waren ihm nicht schon damals erhebende und tröstende Gedanken beigemischt, und unsere heutige Freude, muß nicht auch sie wiederum Leid in sich tragen, kann sie wohl reine, ungemischte Lust sein bei einem treuen und dankbaren Volke, das in seinem Könige nicht allein den abstracten Begriff des Königthums, der freilich immer derselbe bleibt, sondern mit heißerer Liebe die menschliche Persönlichkeit, die eben in ihm auf ganz eigenthümliche Weise sich offenbarende Verschmelzung des Majestätischen und Bezaubernden, des Würdevollen und Herzgewinnenden liebt und verehrt? Nein, so gewiß der erhabene Monarch, der jezt, ein Gegenstand der huldigenden Verehrung von Millionen, die alle sich ihm zu eigen geben, der reichsten Fülle der Lust genießt, mitten im Rausche der Lust doch für einsame Momente noch eine Thräne hat, die der Sohn dem geliebten, immer noch zu früh geschiedenen Vater weiht, so gewiß dürfen und sollen auch wir der gerechten Freude, der fröhlichen Hoffnung, die bei dem Regierungs-Antritte

eines so geisteskräftigen und mildgesinnten, noch jugendfrischen Königs uns erfüllt, unseren eben so gerechten Schmerz nicht gänzlich zum Opfer bringen, und nicht das hohe, maßlose Entzücken, das überhaupt nur für kurze und sparsame Momente der höchsten, allen irdischen Schranken entrückenden Begeisterung dem edleren Menschen gegönnt sein sollte, sondern eine ruhigere, durch Wehmuth weise temperirte Freude wird die Grundstimmung unseres Gemüthes bei dem heutigen Feste sein.

Doch es sei mir vergönnt, auf ein Mal mich und uns Alle den Konflikten, aus welchen bei der Gegenwart verweilend unser Gemüth sich immer nicht ganz zu lösen vermöchte, zu entreißen, noch feierlichere, gewaltigere Töne anzuschlagen, einen erhabenen Schatten, der nun schon mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem irdischen Maße der Jahre dem ernsten Todtenreiche angehört, herauf zu beschwören und zu dem Einziggroßen bewundernd emporblickend einen Standpunkt geistig zu erobern, wo unter uns liegt die irdische Klage, das irdische Leid, wo das Leben nicht mehr Leben, der Tod nicht mehr Tod ist, weil hier in ein Nichts, in die Enge eines Punktes sich zusammenzieht das irdische Dasein gegen die ungemessenen Räume des stillen Geisterreichs, dem sie nun alle angehören, seit Jahrhunderten, seit Jahrtausenden, die Edlen und Guten, die die Geschichte nennt, dem auch wir einst ewig angehören sollen. Es ist Friedrich der Große, er, dem vor hundert Jahren unsere Väter, unsere Vorfahren huldigten mit gleicher Begeisterung, mit gleich hohen und wohlbegründeten Erwartungen, wie wir jezt Friedrich Wilhelm dem Vierten, auf dessen erhabene Gestalt ich Ihre Blicke, verehrte Anwesende, in dieser Stunde hinzulenken mir erlauben werde, wobei ich an dem herrlichen Sprossen seines Stammes, der heut zunächst von uns zu feiern ist, um so weniger einen Raub zu begehen glaube, je unverkennbarer die Aehnlichkeit ist, die zwischen den Zügen seines Geistes und denen des erhabenen Urahns Statt findet, dessen Sorgen er nun in seinem ganzen Umfange die seinen nennt und mit Liebe pflegt, so wie sein Sorgenfrei. Doch wie, jenes helle und strahlende Licht, wie es die Gestalt eines Königs umglänzt, vielleicht des größten, den die Geschichte kennt, werden sie es auch zu ertragen vermögen die schwachen Augen eines im Schatten der Wissenschaften Auferzogenen, der nie solcher Größe näher zu treten Anlaß fand, wird der allzuhelle Glanz sie ihnen nicht vielmehr verdunkeln die Gestalt, die er umstrahlt, so daß nur ein dunkles und unvollständiges Bild des großen Gegenstandes durch solche Auffassung sich wird gestalten können? Gewiß, und ich würde einen Frevel an dieser hochgeehrten Versammlung zu üben glauben, wenn ich eine Alles erschöpfende Schilderung der Größe Friedrichs des Einzigen, gesezt auch die Zeit wäre mir dazu vergönnt, mir zur Aufgabe zu machen unternähme. Nur eine bisher immer noch zu wenig beachtete Seite an meinem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

großen Gegenstande möge mir erlaubt sein in ein richtigeres Licht zu setzen und falsche Ansichten, die in Betreff ihrer sich hie und da gebildet, zu zerstreuen.

Kaum einem unter Ihnen, hochgeehrte Anwesende, wird es unbekannt sein, wie unter den vielen ehrenden Beinamen, welche die Zeitgenossen wie die Nachwelt Friedrich dem Großen gegeben, wohl mit der allgemeinsten Uebereinstimmung der eines philosophischen Königs, des Philosophen unter den Königen, ihm beigelegt worden ist, ein Beiname, der nicht allein noch vorzugsweise seine tiefe Kenntniß der philosophischen Systeme des Alterthums und der neuen Zeit, seine innige Vertrautheit mit allen, auch den trockensten und abstrusesten philosophischen Streitfragen und Problemen, sondern vor Allem seinen selbstkräftigen, erleuchteten und vorurtheilsfreien Geist bezeichnen soll.

Eben so wenig aber wird es Ihnen verborgen geblieben sein, wie an diesen scheinbar nur ehrenden Beinamen eine große Anzahl seiner so wie unserer Zeitgenossen einen herben Vorwurf gegen den großen König geknüpft haben und noch knüpfen, wie der philosophische König Vielen nichts Anderes ist, als der glaubensleere, freigeisterische, atheistische König, wie nur zu oft die schwere Anklage der Irreligiosität, eine Anklage, die auf einem Könige, der als ein Stellvertreter Gottes auf Erden sich Gott näher fühlen sollte als jeder Niedrigergeborene, ohne Zweifel am Schwersten lastet, unter diesem Titel mit leidenschaftlicher Erbitterung gegen ihn ist erhoben worden.

Nun ist im Himmel freilich Friedrichs Sache längst entschieden, und auch die Geschichte, die gerechte und unparteiische Richterin nämlich, die allein dieses Namens werth ist, hat bereits ihr Urtheil über den großen Mann auch in diesem Betracht gesprochen und in ihren Büchern aufgezeichnet; aber einem Regenten, der ein Gegenstand ewiger Bewunderung und Verehrung für jeden echten Preußen zu sein verdient, sollte ihm nicht auch der Redner an vaterländischen Festen, der vor einer zahlreichen aus allen Klassen der Gesellschaft zusammengesezten Versammlung seiner Mitbürger zu sprechen die Ehre hat, ein würdiges auf genaue Kenntniß und scharfe, aber unbefangene Prüfung seiner Werke und Thaten gegründetes Andenken zu sichern sich zum Ziele setzen dürfen, damit auch er an seinem Theile dazu beitrage, daß das echte Bild des großen Königs nicht in den Häusern und auf öffentlichen Plätzen allein, sondern auch in dem Geiste und Herzen seines mit dem gerechten Stolze bewundernder Liebe heut wie vor hundert Jahren zu ihm aufblickenden Volkes eine bleibende Stätte finde? So hoffe denn auch ich, wenn ich Friedrichs des Großen Religiosität und religiöse Ueberzeugungen zum Gegenstande meines gegenwärtigen Vortrages mache, mich mit den Erwartungen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

meiner geehrten Zuhörer, wo nicht im vollkommenen Einklange, so doch auch nicht in entschiedenem Widerstreite zu befinden.

Gewiß es ist ein köstlich Ding, wie um ein festes Herz, so auch um einen festen, unerschütterlichen Glauben, es gibt kein höheres Gut für den Menschen, als mit seinem Gotte im Reinen zu sein, zu wissen, was er an Ihm hat und was er Ihm dafür geben kann und soll, nämlich sich selbst; aber die Zeiten sind vorüber, glaube ich, oder sie sollten es wenigstens sein, wo man einen festen Glauben Anderen nicht nur wünschte, sondern geradezu zur Pflicht machte, wo man nach dem Maße seiner Gläubigkeit an gewisse kirchliche Satzungen die Frömmigkeit und den sittlichen Werth eines Menschen abschäzte, den Ungläubigen, Schwach- oder Irrgläubigen, oder den, den man für einen solchen hielt, ohne Weiteres zu einem schlimmen Frevler und Sünder stempelte, ja wohl die schwerste Schuld, die man sich denken konnte, die der beleidigten göttlichen Majestät, auf seine Schultern wälzte. Nein, so verkehrt urtheilen wir, besser eingedenk der natürlichen Schwäche des Menschen, der Blödigkeit der Augen seines Geistes, die ihn allzu leicht straucheln, allzu leicht irre gehen läßt, nicht minder eingedenk der wunderbaren Wege Gottes, der oft auf seltsam sich krümmenden und verschlungenen Pfaden die Seinen zum Ziele führt, nicht mehr.

Nicht die richtige Einsicht, den rechten Glauben, nur das redliche Streben nach Wahrheit, nach richtiger Erkenntniß Gottes und der göttlichen Dinge verlangen und erwarten wir von einem Jeden, der auf seine hohe Würde als Mensch, als ein denkendes und zur Gottähnlichkeit bestimmtes Wesen, nicht freiwillig Verzicht leisten will, und während wir scharf tadeln und gering achten den Leichtsinnigen und Geistesträgen, der in lauer Gleichgiltigkeit für Gott und göttliche Dinge keinen warmen Pulsschlag in seinem Herzen, keinen neugierig forschenden, sehnsüchtig emporschauenden Blick in seinem Auge hat, während wir mit Widerwillen uns abwenden von solcher Dumpfheit und Stumpfheit des Sinnes und Bewußtseins, — folgen wir mit feuriger Theilnahme auf seinen labyrinthischen Gängen dem gewissenhaften Forscher, dem grübelnden Zweifler, der ihn nie aus den Augen verliert, den Angelstern der Welt, den ewig unverrückbaren, wie fruchtlos auch all sein Mühen sein mag, einen Standort zu gewinnen, wo er, Aug' in Auge ihm blickend, den vollen Strahl seines göttlichen Lichtes in sich söge.

Nun aber frage ich einen Jeden, der die Geschichte kennt, der Friedrich kennt, sein Leben und seine Werke, ob wohl je ein Fürst auf einem Throne gesessen, der von früher Jugend an bis ins späteste Greisenalter eifriger nach Gott gefragt, emsiger Gott gesucht, in gewaltigerem Geisteskampfe mit Gott gerungen, durch gewaltigere Anstrengungen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Denkens ihn sich zu eigen zu machen gestrebt hätte, als der Philosoph auf dem Throne, als Friedrich der Große. Und wohl ihm; Gott entzog sich nicht seinem spähenden Auge, der Weltschöpfer, der Werkmeister des Alls war ihm eine keinem Zweifel unterworfene Thatsache, der wundervolle Bau, das so kunstreiche und doch nie stockende, nie in Verwirrung gerathende Räderwerk der Welt deutete ihm hin auf einen höchsten, über Alles, was auf Erden Meister heißt, unendlich erhabenen Künstler, einen Weltbildner und Weltregierer, ihn verkündeten ihm die Sterne des Himmels mit der erhabenen Regelmäßigkeit ihrer Bahnen, die ein Neuton ihn erkennen und bewundern gelehrt hatte. Nur ob auch auf diesen Erdenball, Fortunens Kugel, auf dem in ganz zwecklosem Wechsel die ihn belebenden Figuren, der Willkühr ihrer Laune gehorchend, bald zu fallen, bald sich empor zu heben scheinen, die Fürsorge dieses über den Erdensohn, den Erdenwurm, das Gebilde und den Bewohner des Staubes, so hoch erhabenen Gottes sich erstrecke, nur das war ihm, vorzüglich in den unruhvollen Tagen und Stunden, wo mit ihm Fortuna, das Kriegsglück, oft so wild spielte, nicht selten zweifelhaft, und in den gedankenreichen Dichtungen, denen er in solchen Momenten seine innersten Gefühle anvertraute, gewinnt allerdings, wenn wir sie mit den durch so manche Aehnlichkeit dazu auffordernden des königlichen Sängers Israels vergleichen, in dem Kampfe zwischen Glauben und Zweifel hier eben so entschieden der leztere wie dort der erstere das Uebergewicht. — Wie aber, war es da nicht gerade die süßeste Frucht des Glaubens, deren der große Monarch entbehrte, sich selbst beraubte, wie konnte ihm die Religion ihren lindernden Balsam träufeln in die Wunden des zerschlagenen Herzens, die freundliche Trösterin in Noth und Unglück sein, die wir vor Allem in ihr liebend verehren, wenn nur in den Sternenbahnen er Gott wandeln sah, die Spuren seines Fußtritts auf den Pfaden der Menschen nicht erkannte?

Ach, und auch den aufwärts deutenden Wink ihrer im Himmel unsere wahre Heimath uns weisenden Hand verstand und beachtete er ja nicht oder doch gar zu selten und gar zu wenig, und wo ihn auch, o wie oft in seinem gefahren- und beschwerdenreichen Leben, die Schreckniße des Todes umringten, in der Feldschlacht, im Siechbett, im ruhigen Zimmer in der Gestalt des Meuchelmords, wie selten richtete er doch anderswohin seinen freilich stets festen und beherzten Blick, als in des finsteren Orkus schweigende Nacht, bisweilen wohl auch empor zu seinem Gott, nicht aber betend, daß er zu neuem höheren Leben emporhebe den sich entpuppenden Geist, nein, nichts als Zertrümmerung heischte und erwartete von seinem Schöpfer sein schönstes Werk. O Du großer König, wie ertrugst Du sie bei so düster brennendem Glaubenslicht Deines Lebens schwärzeste Nacht, als Dein tief fühlendes, der Freundschaft

so weit geöffnetes, so warm schlagendes Herz den schwersten Verlust, den der geliebtesten Schwester, der treuesten und zärtlichsten Freundin Deiner Jugend und Deines Mannesalters erlitt, erlitt in der Stunde, die ohne dieß so tief Dich gebeugt, in der Stunde der Hochkirchs-Schlacht? — Wie ein Mann, wie ein Weiser; ach, warum können wir nicht auch sagen, wie ein Christ? —

Friedrich der Große, meine verehrten Zuhörer, — denn nur auf diesem Wege möchte ein richtiges Urtheil über seine religiösen Ueberzeugungen sich gewinnen lassen, — war der Held des achtzehnten Jahrhunderts, eines Jahrhunderts, das, so wie jedes Geschlecht der Menschen, auch seine Aufgabe zu lösen, sein Werk zu vollführen hatte. Welches war diese Aufgabe? Die Befreiung der Menschheit von ihren Sklavenfesseln, vor Allem von denen der Geisteesknechtschaft, von der drückenden Herrschaft dumpfen Wahns, finsteren Aberglaubens, den Andersdenkenden wild verfolgender Glaubenswuth. Wie löste es diese Aufgabe? Nicht vollständig; es hieße die Gegenwart zu hoch stellen, wenn ich dies behaupten wollte; aber daß es Großes gethan für ihre Lösung, wer wagte dies zu leugnen? Foltern, Hexenprozesse, Glaubensgerichte, Sklavenhandel, Leibeigenschaft, ihr fünf Brandmale der Menschheit, hat es nicht von euch sie gänzlich oder doch fast gänzlich gereinigt ihre geschändete Stirn, so daß sie jezt freier sich erheben kann und edler nach solcher Makel Tilgung? Und Friedrich der Große, sagte ich, war der Held dieses Jahrhunderts. Was heißt das? Er hatte seinen Platz im Centrum seiner großartigen Bestrebungen, sein Adlerauge beherrschte, maß und prüfte, seine starke Hand leitete von diesem sicheren Standpunkte aus ihr verwickeltes Getriebe, so weit dies das Auge und die Hand eines Menschen überhaupt zu thun im Stande ist.

Aber das Werk des Jahrhunderts war zunächst ein Werk der Zerstörung, des Umsturzes. Wie, sollte es dem, der dieß scheußliche Gebäude vielhundertjährigen Wahns zu stürzen hatte, da nicht verziehen werden können, wenn er im glühenden Eifer für die große Arbeit nicht immer mit gehörigem Bedacht, mit ganz ruhiger Vorsicht zu Werke ging und auch die stützenden Säulen des rechten Glaubens, wo nicht zerbrach, so doch verlezte, an die der Aberglaube sein an sich selbst gar zu gebrechliches und haltloses Gebäu angelehnt hatte? Und doch hat er, der Gewaltigste unter allen denen, die an dem doch auf jeden Fall mehr heilsamen als verderblichen Zerstörungswerke des Jahrhunderts arbeiteten, gewiß die größte Mäßigung unter Allen bewiesen. Wie entschieden er sich von der wilden Geisteesverirrung der materialistischen Philosophen seiner Zeit unter seinem Lieblingsvolke, den Franzosen, die Gott und Geist frech verläugnend eine blinde Materie zum Urquell aller

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dinge machten, das Sinnlose zum Urheber des Sinnvollsten, stets fern gehalten, wird schon durch das früher Bemerkte klar geworden sein; aber daß er den dreistesten dieser sogenannten Philosophen, den Verfasser des Systems der Natur, in einer eignen Schrift ausführlich widerlegte, muß als der leuchtendste Beweis seines Abscheus vor so tolldreister Freigeisterei doch noch besonders erwähnt werden. Daß er ferner an Gotteslästerungen, wie sie Voltaire, sein an Geist vielleicht nicht minder großer, an Charaktergröße aber tief unter ihm stehender Zeitgenosse, bei dem Lissabon zerstörenden Erdbeben und wo sonst seine Galle rege wurde ungescheut ausstieß, keinen Gefallen fand und nie ähnliche Blasphemieen sich erlaubte, er, dem Gott immer ein Gott der Liebe war, weßhalb auch Furcht vor Qualen nach dem Tode bei dem Bewußtsein redlicher Pflichterfüllung nie in seine Seele Eingang fand, auch dieß braucht wohl kaum erst ausdrücklich versichert zu werden; aber daß er auch an den wüthenden Angriffen, welche Voltaire, die Encyklopädisten und ihre Nachtreter und Nachbeter gegen das Christenthum richteten, nicht nur keinen Antheil nahm, sondern sie auch entschieden mißbilligte, daß er es stets für eine große Verkehrtheit und Thorheit erklärte, der Religion selbst Gräuel zur Last zu legen, die, wie ihm die gründlichste Beschäftigung mit der Kirchengeschichte gelehrt hatte, von Bosheit und Leidenschaft unter dem Deckmantel der Religion verübt worden, daß er der christlichen Moral, deren Quintessenz er in der Bergpredigt erkannte, so wie dem reinen und menschenfreundlichen Character dessen, der sie gepredigt, stets volle Gerechtigkeit widerfahren ließ und auch die Glaubenslehre des Christenthums, wie wenig er selbst, zum Theil in Folge des geistlosen Jugendunterrichts, den er in ihr erhalten, in allen Punkten ihr anhing, doch nie zum Gegenstande des Gespöttes vor denen, die zu ihr sich bekannten, gemacht wissen wollte, daß er dem Fanatismus des Freidenkers immer mindestens ebenso abhold war als dem des Kirchengläubigen, das sind Züge seines Geistes und Charakters, die ihn, wie sehr er auch der Held seines Jahrhunderts war, doch von den fluch- und strafwürdigen Excentricitäten desselben frei und rein uns darstellen.

Doch die Religion, verehrte Anwesende, besteht ja überhaupt nicht in bloßen Meinungen, in Ueberzeugungen und Erkenntnissen oder in dem Streben danach, der Glaube soll sich bethätigen, die Erkenntniß zum Gefühl und zur Gesinnung werden, es ist nicht genug an Gott zu glauben und ihn zu erkennen, wir sollen ihm auch dienen, der rechte Gottesdienst aber, wie ein heiliger Schriftsteller sagt, ist der: Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal zu besuchen und sich von der Welt unbefleckt halten; und nur, wer Gott so dient, wird mit vollem Rechte fromm, wird religiös genannt werden können. Wie nun,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

welchen Einfluß übten Friedrichs religiöse Ueberzeugungen auf sein Leben, wird er ein religiöser Fürst genannt werden können? Halten wir uns zunächst an die Erklärung, die der Apostel in den oben erwähnten Worten von dem rechten Gottesdienste, d. i. von der echten Religiosität gibt, so möchte Friedrich wohl unbedenklich dieser schöne Name zuerkannt werden können. Denn einen Vater der Wittwen und Waisen nennt sich Friedrich nicht nur selbst wiederholentlich in seinen Briefen an seine Freunde und erklärt dies für seinen schönsten Ruhm, sondern er war es auch wirklich, er half, wo er nur konnte und den Aermsten und Gedrücktesten gerade immer am Liebsten; das gekränkte Recht, die beleidigte Unschuld, hatten sie je einen eifrigern, feurigeren Rächer als ihn? Und von der Welt sich unbefleckt gehalten zu haben möchte wohl auch nicht vielen Fürsten mit mehr Recht nachgerühmt werden können, als eben Friedrich dem Großen. Zwar in den Jahren brausender Jugendkraft verübte wohl auch er manche Thorheit; aber wie schnell besann er sich und welche besonnene Weisheit leitete dann alle seine Schritte vom beginnenden Mannesalter an bis an das späteste Ende seiner Tage. Der Genußsucht, der Wollust, welcher Fürst hat ihr weniger gehuldigt, als er, den die höchsten und reinsten Genüsse, wie sie Kunst und Natur und der vertraute Umgang mit den geistreichsten seiner Zeitgenossen wie mit den edelsten durch ihre Schriften zu ihm sprechenden Geistern des Alterthums ihm gewährte, die niederen Freuden der Sinne früh gering achten gelehrt hatten.

Der Habsucht aber und des Geizes — wer möchte dieser schmutzigen Laster Friedrich beschuldigen, ihn, der nur nahm und forderte, um geben, mit weiser Sparsamkeit haushaltend zurücklegte, um für große und wichtige Zwecke des Gemeinwesens das Ersparte verwenden zu können? Doch die Ehrsucht, die Herrschsucht, das sind doch gewiß Flecken, von denen Niemand ihn zu reinigen im Stande sein wird, herrschsüchtig war er doch sicher, er, der nie fremdem Willen, fremder Einsicht sich fügen, fremden Augen trauen wollte, der sein Machtwort schlechthin und in allen Fällen zum Gesetz erhob, und ehr- und ruhmsüchtig wird ein Fürst, der so viel Kriege geführt hat, doch auch wohl genannt werden müssen. Herrschsüchtig, ja, ich würde ihn so nennen, sobald ich vergäße, daß er Friedrich, Friedrich der Einzige war, daß er seines Gleichen unter seinen Zeitgenossen vergeblich gesucht haben würde, daß die Aufgabe seiner Zeit und seines Volkes Niemand so vollständig begriff und zu lösen vermochte, als er; und er, der herrschen mußte, wo er sich zeigte, er hätte doch nicht herrschen gesollt? Die Ehrsucht aber, die mächtige Leidenschaft, die der Gewaltigen so viele bezwungen, — nun ja, sie hat auch Friedrichs großes Herz nicht immer sieghaft von sich abzuwehren vermocht, Ruhm und Unsterblichkeit entzündeten zu heißem Verlangen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auch seine Seele, die Seele des Jünglings, des jungen Königs, ein wie eifriger Zögling der Weisen er auch damals schon war, und der rasche Siegeslauf der beiden ersten schlesischen Kriege ließ es wahrhaftig auch nicht an Zunder fehlen für das glimmende Feuer. Aber eine dauernde Herrschaft vermochte über sein starkes, unbezwingliches Gemüth die Ehrsucht nicht zu üben, der siebenjährige Krieg galt der Vertheidigung seiner Ehre nächst der Selbsterhaltung, aus Ehrsucht unternahm er ihn nicht, nicht seine Ehrsucht war es, die eine siebenjährige Dauer ihm gab; und zog er dann noch einmal das Schwerdt, es war das Recht, wofür er focht, fremde Ehr- und Herrschsucht zu bekämpfen zog er aus, selbst von allen selbstsüchtigen Regungen frei. Nein, Friedrich der Große war kein Alexander, kein Pyrrhus, kein Napoleon. Er wußte einzuhalten in der Mitte seines Laufes; da rief er es sich selbst zu mit fester Stimme das gebietende Wort; „bis hierher und nicht weiter"; und es gehorchte der Mensch der göttlichen Stimme, die in ihm sprach. Der Schiedsrichter Europas, der allgepriesene Held des Jahrhunderts, der ruhmgekrönteste der Kriegesfürsten, ihm umnebelte er nicht die Sinne der Weihrouchsdampf, der um ihn aufstieg; er wußte immer noch einen schöneren Namen, mit dem er lieber genannt sein wollte: der Philosoph von Sanssouci.

Doch um gründlich die Frage zu beantworten, ob Friedrich das schöne Lob echter Religiosität zuerkannt werden dürfe, scheinen noch andere, genauere Erwägungen angestellt werden zu müssen, Untersuchungen, die den positiven Gehalt des Begriffes noch vollständiger an das Tageslicht fördern. Mit einem römischen Worte, einem ursprünglich römischen Begriffe haben wir es zu thun. Wen nannten nun, die Frage müssen wir uns doch zunächst vorlegen, die Römer religiös? Den Strenggewissenhaften, der in heiliger Scheu vor jeder Verletzung eines göttlichen Gebotes die ihm auferlegte Pflicht auf das Treueste und Sorgsamste erfüllt. Nun wird es uns erst recht klar werden, welche gegründete Ansprüche Friedrich auf den Namen eines religiösen Fürsten hat, denn ein glänzenderes Muster der treuesten Pflichterfüllung auf dem Throne als Friedrichs Selbstregierung gibt es nicht, das bekennen einmüthig Freund und Feind. Mit Recht nannte Friedrich sich den ersten Diener des Staats, er war es, treuer, gewissenhafter, eifriger, unermüdlicher diente ihm keiner, jeden Augenblick, den nicht gebieterisch die Natur ihm abforderte, um Ruhe und Erholung zu gewähren dem ermatteten Geist, neue Spannkraft dem erschöpften Körper, widmete er ihm; er, der Philosoph, der Dichter, der Geschichtschreiber, — nur in den kurzen Stunden einer nur selten ihm gegönnten Muße war er dieß; und daß es keine unreinen Motive sein konnten, die bei so erstaunenswerther Selbstbeherrschung, so beispielloser heroischer Selbstaufopferung ihn leiteten, wer sollte dieß nicht zuzugeben sich gezwungen sehen, wenn er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erwägt, wie ein ganzes langes Regentenleben hindurch er immer sich selbst treu, immer, vom Momente seiner Thronbesteigung an bis zu den lezten Stunden seines Lebens, von gleich hohem Eifer der gewissenhaftesten Pflichterfüllung beseelt war. Und was für unreine Motive sollten das auch wohl sein, die ihn geleitet hätten, wenn doch weder Genußsucht, noch Habsucht, noch Ehrsucht über seine Seele Gewalt hatten? Dabei ist allerdings, — denn nichts soll verschwiegen werden, — zuzugestehen, daß das Bekenntniß, der erhebende Hinblick auf Gott, in dem doch auch er den Inbegriff aller Vollkommenheiten, auch der sittlichen, erkannte, habe die stärkende Kraft auch auf ihn geübt, daß durch ihn die Lösung der schwersten Aufgaben ihm möglich geworden sei, nie mit entschiedenen Worten von ihm ausgesprochen worden ist, und ich scheue mich nicht offen zu erklären, daß ich es allerdings als einen wesentlichen Mangel seiner großen Natur betrachte, daß die heiligende Kraft der Religion als eines Umganges der Seele mit Gott ihm nie zu klarem Bewußtsein gekommen; aber daß er dessen ungeachtet bei so erhabener Pflichterfüllung in Gott gelebt, seinen Athem in sich gezogen hat, freilich nur instinktmäßig und unbewußt, wer dieß läugnet, der müßte die Göttlichkeit echter Tugend selbst wegzuläugnen wagen. Nein, wer auf sein Gewissen hört, der hört auf Gottes Stimme, mag er dessen sich bewußt sein oder nicht; wer dem hohen Ideale sittlicher Vollkommenheit eifrig nachstrebt und sich nie genug thut auch bei dem eifrigsten Streben, der strebt nach Gottähnlichkeit, mag ihm nun dies Ziel klar vor Augen stehen oder nicht; wer gern und willig sich erwärmen läßt von dem belebenden Hauche edler Begeisterung für das Wohl seiner leidenden Brüder, der athmet den Odem Gottes ein, des Urquells alles Guten, wie wenig er es auch ahnen mag, von wannen die Kraft gekommen, die ihn durchdrang. Und fragen wir nun noch nach dem Grunde, weßhalb Friedrich sie so wenig sich zum Bewußtsein brachte, die Nähe des Gottes, der zu so Großem ihm Kraft gab, — war es der Stolz eines gegen jede Unterwürfigkeit im sicheren Gefühle der eignen Kraft trotzig sich auflehnenden Geistes, ein titanischer Uebermuth, wie er einem Friedrich doch immer noch am Leichtesten verziehen werden könnte? Ach nein, nicht Stolz, eher zu tiefe Demuth, ein zu lebhaftes Bewußtsein der Schwäche und Unvollkommenheit, an der alle Sterbliche leiden; eine zu gewaltige Kluft wähnte er befestigt zwischen dem ewigen Lenker der Welten und dem ohnmächtigen Tagesgeschöpfe, dem Menschen, als daß der stolzen Einbildung ein Gegenstand unmittelbarer göttlicher Fürsorge zu sein irgend ein Sterblicher mit einigem Grunde sich überlassen könnte. O Eitelkeit der Eitelkeiten, Alles ist eitel, rief mit Salomo in gleich tiefem Gefühle der Nichtigkeit alles menschlichen Strebens auch Friedrich aus. So wenig vermochte über das gediegene Urtheil des gro- - Deutschen die frivole Selbstgefälligkeit seiner französischen Freunde, von denen einer,

allerdings der berühmteste, sich nicht entblödete eine von ihm erbaute Kapelle mit der Inschrift zu schmücken: Gott errichtet von Voltaire.

Ein solcher war Friedrich der Große in Rücksicht seiner religiösen Ueberzeugungen und seiner Religiosität, Philosoph und Christ, denn wem Liebe und Erbarmung so entschieden für die höchsten und schönsten Tugenden galten, die ein Mensch, die ein Fürst üben könne, wer so tief durchdrungen war von der Wahrheit des großen Wortes Jesu „was du nicht willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht", daß dieser Spruch die stete Richtschnur seines Handelns war, dem werden wir den Namen eines Christen doch wohl nicht streitig machen können. Ob aber eine vollkommenere Verschmelzung philosophischen und christlichen Geistes bei einem Fürsten nicht immer noch denkbar sei, ob es nicht vielleicht der Zukunft vorbehalten sei in einem ähnlich bevorzugten Regenten auch dieß erhabenste Muster, dessen Vollkommenheit wir jezt nur ahnen, uns sinnlich vor Augen zu stellen, darüber, verehrte Anwesende, möchte ich mir heut wenigstens ein abschließendes Endurtheil nicht erlauben. Auch ward mir ja kein Sehergeist. Die Weissagung jedoch wird die Zukunft, ich glaube es fest, nicht Lügen strafen, daß, wenn nach hundert Jahren an einem ähnlichen Feste, an welchem Tage des Jahres es auch immer sei, wieder ein Redner diese Bühne betritt, auf drei leuchtende Gestirne vom ersten Range vor Allem das Jahr 1840 mit unwiderstehlicher Zauberkraft seine Blicke hinlenken wird; den großen Churfürsten, Friedrich den Einzigen, nenne ich; den dritten Namen, wer wüßte ihn nicht?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf